

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31720-2

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Mit dem Satz »Schlimmer als die Deutschen können sie eigentlich auch nicht sein« beginnt der Roman und gleichzeitig auch die Odyssee der Polin Anna. Der Zweite Weltkrieg ist kaum zu Ende, da wird sie von zu Hause abgeholt. Erst allmählich merkt sie, wohin die Reise geht: ins Lager nach Sibirien. Die Mitglieder der Heimatarmee, einer anti-kommunistischen Untergrundorganisation, die im Krieg gegen die Deutschen gekämpft hatte, wurden nach Kriegsende auf Befehl Stalins verfolgt, verbannt, umgebracht. Anna überlebt, doch nach einer brutalen Vergewaltigung im Lager schwanger geworden, kehrt sie aus der Verbannung mit einem Kind zurück.

Der Roman spielt in den achtziger Jahren. Die Schrecken des Krieges und der Nachkriegszeit gehören der Vergangenheit an. Anna ist eine beliebte Schauspielerin und gefragte Übersetzerin. Ihre Tochter Ewa, die nichts von ihrer Herkunft weiß, hat mittlerweile selbst ein Kind. Wie in einer Wiederholung des Schicksals ihrer Mutter entwickelt Ewa keine emotionale Bindung an ihren kleinen Sohn. Dagegen holt Anna in der Beziehung zu ihrem Enkel nach, was sie der Tochter an Zuneigung und Nähe vorenthalten hat. Das komplizierte Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, die eine zerstörerische Haßliebe aneinander fesselt, ist denn auch das zentrale Thema des Buches.

Ein kunstvoll komponierter Roman, frei von Pathos und Sentimentalität, psychologisch stimmig und von großer Glaubwürdigkeit.

Maria Nurowska lebt als freie Schriftstellerin in Warschau. Seit Mitte der siebziger Jahre veröffentlichte sie zahlreiche Romane und einen Band mit Erzählungen. Im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen ihre Bücher ›Briefe der Liebe‹ (Band 12500), ›Postscriptum für Anna und Miriam‹ (Band 10309) und ›Ein anderes Leben gibt es nicht‹ (Band 13615). Im S. Fischer Verlag wurden außerdem die Romane ›Ehe-spiele‹ und ›Jenseits ist der Tod‹ veröffentlicht. Maria Nurowska gilt als wichtigste Schriftstellerin der polnischen Gegenwartsliteratur.

Maria Nurowska

Spanische Augen

Roman

Aus dem Polnischen von
Albrecht Lempp

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft
Herausgegeben von Ingeborg Mues

26.–30. Tausend: April 1998

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Juni 1996

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
S. Fischer Verlages GmbH, Frankfurt am Main
Die polnische Originalausgabe erschien 1990
unter dem Titel *Hispańskie oczy* im Verlag
Wydawnictwa *Alfa*, Warszawa

© Maria Nurowska, 1990

Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1993

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-13194-4

SPANISCHE AUGEN

»Schlimmer als die Deutschen können sie eigentlich auch nicht sein«, sagte das Mädchen, und alle Köpfe wandten sich ihr zu.

Der Zug stand auf einem Nebengleis, ein gutes Stück außerhalb des Bahnhofs, aber noch in Warschau. Was sie da sagte, war deshalb irgendwie unverständlich.

»Wer?« fragte jemand.

Das Mädchen lächelte ironisch und wandte sich ab.

An diesem Tag waren in der Frühe »zwei verdächtige Zivilisten«, wie eines von uns Mädchen scherzhaft gesagt hatte, in die Wohnung meiner Tante in der Krucza-Straße gekommen. Alle hatten wir uns hier auf mehr oder weniger die gleiche Weise eingefunden: Ein Militärfahrzeug hatte uns hergeschafft. Auf dieselbe Weise waren die Männer gekommen, doch hatte man sie in getrennten Waggons untergebracht. Die Tante hatte gefragt, worum es gehe. Die Zivilisten antworteten, ich müsse mitkommen, weil einige Fragen zu klären seien. Ich war in Lemberg gemeldet, und folglich dachten wir, das sei der Grund. Ich hatte keine Sachen mitgenommen und war gleich hierher gebracht worden. Ich traf viele Bekannte, alle aus dem Aufstand. Es war eigentlich absurd, aber ich freute mich, daß so viele von uns überlebt hatten. Die Stimmung in meinem Waggon war gut, wir witzelten herum und teilten uns den Proviant, den die etwas Vorausschauenderen mitgenommen hatten. Das Wetter war schön, wie meist zu Beginn des Herbstes. Auf dem Bahndamm standen in einer Reihe hohe Pappeln, durch deren sich bereits gelb färbende Blätter die matten Strahlen der Sonne leuchteten. Wir drängten uns in den weit geöffneten Türen des Güterwagens und

streckten unsere Gesichter in die anämische Sonne. Einige der Mädchen schäkerten mit ihren Nachbarn im »Männerwaggon«. Auch dort sah man lauter junge Gesichter. Die Stimmung eines herbstlichen Ausflugs wurde von diesem Mädchen verdorben. Sie als einzige beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Geschnatter.

»Wer?« fragte jemand.

Niemand antwortete. Bei einbrechender Dunkelheit wurden die Türen der Waggonen verschlossen und plombiert. Das besorgten Eisenbahner, allerdings wurden sie von Männern mit Karabinern begleitet. Nach dem, was ich hörte, waren es Leute vom Bahnschutz. Wer also schickte uns auf diese Reise, die Polnische Staatsbahn?

Oft kehre ich in Gedanken zu diesem Tag zurück. Eigentlich hatte uns niemand so richtig bewacht. Warum hatten wir dann so brav den lieben langen Tag in der offenen Falle gehockt? Vorher waren wir Soldaten gewesen, hatten wir die Hölle des Aufstands durchgemacht und danach die meisten von uns das Lager in Pruszków* und den Transport nach Westen. Schon einmal war ich von einem fahrenden Zug gesprungen und nach Warschau zurückgekommen. Und wozu? Nur um mich jetzt ein zweites Mal zum Bahnhof bringen zu lassen? Man hatte mir etwas ganz anderes gesagt, und trotzdem war ich gehorsam in einen Viehwaggon geklettert. Ich kann das nicht erklären. Tat ich es, weil ich da bekannte Gesichter sah? Und wenn ich herausgesprungen und quer über die Schienen gerannt wäre? Hätte jemand auf mich geschossen? Ich werde es nie erfahren. Der Gespensterzug setzte sich in Bewegung und trug mich und die anderen fort ins Ungewisse . . .

* *Pruszków*: Deutsches Durchgangslager für die Warschauer Bevölkerung während des Warschauer Aufstands. A.d.Ü

Meine private Gewissenserforschung beginnt gewöhnlich mit dem Bild dieser Fahrt nach Osten. Mit ihr begann ein neues Kapitel in meinem Leben, denn obwohl ich mich mit meinen fünfzehn Jahren erwachsen fühlte, war ich es nicht. Daß ich Menschen hatte sterben sehen und dann den langsamen Tod meiner Stadt, hatte mich innerlich nicht verändert. Ich war von dem Alptraum nur gestreift worden, der dann im Verlauf dieser Reise durch halb Europa und Asien langsam von mir Besitz ergriff. Es war eine Reise mit Unterbrechungen, die wie Stationen auf einem Kreuzweg waren. Viele von uns blieben schon unterwegs zurück. Der Zug hielt immer nur an kleinen Bahnhöfen, aus denen man vorher die Menschen vertrieben hatte. Wir wurden aus den Waggonen gescheucht, unsere Kleidung mußten wir zur Desinfektion geben, während wir selbst ins Badehaus geschickt wurden. Anfangs war das eine Wohltat, doch je tiefer wir in das Land des ewigen Frosts fuhren, desto gefährlicher wurde es. Das Bad wurde für uns zum Schlimmsten. Wir bekamen eisiges Wasser über den Kopf geschüttet und mußten anschließend die feuchten Kleider anziehen, die oft zu Panzern gefroren. In den Waggonen wurde es zunehmend leerer. Die Leichen warf man einfach aus dem Zug. Auf diese makabre Art vervollständigte ich meine Wintergarderobe. Ich war in einem Sommerkleid von zu Haus fortgegangen, es war ein warmer Septembertag gewesen.

Dieser Arzt ist gekommen. Meinem Gefühl nach ist er entschieden zu jung, um mein Problem zu verstehen. Oder eher, das Problem meiner Tochter. Ich fragte ihn, ob er wisse, worum es sich handle.

»Um einen Fall von schwerer Depression.«

»Depression?« Ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen. »Es ist eher eine Art grundloser Selbstzerstörung.«

»Es gibt immer einen Grund.«

War das Kind der Grund? Mit dem Kind waren auch die Schwierigkeiten mit Ewa gekommen. Ich hatte nicht rechtzeitig etwas dagegen unternommen oder war dazu gar nicht fähig gewesen. Ein kranker Baum bringt wilde Früchte hervor. Deshalb ist der Liebreiz meines Enkels vielleicht genauso unbeschreiblich wie sein Trotz. Ein kleines, grimmes Tierchen, das einen Menschen zur Verzweiflung treiben kann. Dieser Mensch bin meistens ich. Der Kleine ist erst drei Jahre alt, aber er spürt genau, wo meine Schwäche liegt. Einmal brachte er es so weit, daß ich weinte. Da sah ich zum ersten Mal Angst in seinen Augen. Er schaute sich um, als suchte er Hilfe, danach warf er sich auf den Boden und kroch unter das Bett. Ich mußte lachen, aber mein Lachen klang unsicher. Wir sind einander sehr ähnlich, es gibt niemanden, dem es nicht auffallen würde, daß wir eng verwandt sind. Meistens hält man mich für seine Mutter. Er hat dieselbe Haarfarbe wie ich, hell, leicht ins Aschblonde gehend, und meine blauen Augen, sogar deren etwas mandelförmige Gestalt. Doch es ist so viel Fremdes in ihm. Oft glaube ich, Ewa ist mir viel näher, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich fähig bin, sie zu lieben. Auch das Kind liebe ich auf eine ungesunde, überspannte Art. Manchmal denke ich, das Kind würde mich mit anderen Augen ansehen, wenn neben mir ein Mann wäre. Ich kann das nicht genauer erklären. Natürlich ist mein Enkel zu klein, als daß er meine Situation beurteilen könnte. Er beurteilt allein mich und mißt sich mit mir. Und er gewinnt. Er gewinnt bereits jetzt. Vor ein paar Tagen hat er mir meine künstlichen Wimpern kaputtgemacht, die mir je-

mand aus Paris mitgebracht hatte. Ich war dabei, ich sah, wie er sie eine nach der anderen ausriß. Ich sagte: »Laß das, hörst du!« Aber ich ging nicht hin und nahm sie ihm nicht weg. Ich dachte nur, daß meine Einsamkeit eine Katastrophe sei. Und darin lag ein Vorwurf gegen jemanden, der nicht existierte. Diesen Jemand gibt es nicht, weil ich alles getan habe, damit es ihn nicht gibt. In den Armen der Männer habe ich die körperliche Erfüllung gesucht und mir vorgestellt, es gebe keine andere. Den Frauen, die hier noch Illusionen hatten, fühlte ich mich in gewisser Weise sogar überlegen. Jemand hat mir einmal erklärt, daß das Auge eines Insekts anders gebaut sei als das eines Menschen. Ein Insekt sieht uns als Schatten oder als Umriß. Bei meinen Kontakten mit Männern habe ich immer daran gedacht, daß sie mich anders sehen. Für die einen bin ich ein Schatten, für die anderen ein Umriß, und sie erkennen mich nur in dieser Gestalt. Es ist unwichtig, wie ich wirklich bin, wichtig ist, daß ich das vertraute Kleid mit den Punkten anhabe, denn das hat sich ihnen auf der Netzhaut eingeprägt.

»Ich glaube, sie kommt nicht mehr«, sage ich zu dem Arzt. »Entschuldigung. Vielleicht rufe ich Sie an ...«

»Ich kann noch etwas warten«, antwortet er.

»Aber ...«

»Ich hab so eine Ahnung, daß sie doch noch kommt.«

Interessant, dieser Arzt läßt sich von Ahnungen leiten. In seinem Fachgebiet ist das vielleicht ganz normal.

Jede Andeutung einer Zukunft stürzte mich in Panik. Eine Zukunft hatte es für mich nie gegeben, immer war es nur der flüchtige Augenblick. Ich versuchte mir einzureden, daß Freiheit jede Bindung ausschließt, aber gerade dadurch war ich gefesselt. Ewa und Antek bestimmen nicht nur über mein Leben, sondern auch über meine Gemüts-

verfassung. Ob es Momente der Entspannung gibt, ist von der Situation in der Reymont-Allee abhängig, und die Lage dort ist dafür verantwortlich, wie es in der Odyniec-Straße geht. Nichts zählt mehr, keine Premiere, keine gute Besprechung. Ich zähle auch nicht mehr, nicht einmal für mich selbst.

Ewa kommt.

»Entschuldigung, ich hab mich verspätet«, sagt sie.

Immer diese leichte Verwunderung, daß so meine Tochter aussieht. Sie ist weder mir noch irgend jemandem aus meiner Familie ähnlich. Das dreieckige Gesicht, dessen Mittelpunkt die Augen sind, zu groß und zu intensiv. Die Augenfarbe meiner Tochter erinnert an Granatäpfel. Als ein amerikanischer Bekannter uns einmal zusammen sah, rief er:

»Mit wem haben Sie denn da gesündigt?«

Also wirklich, ein typisch amerikanischer Witz. Jetzt sage ich:

»Immer kommst du zu spät.«

Und sie antwortet:

»Und immer entschuldige ich mich.«

Meine Worte, ihre Worte, ihre Fragen, meine Antworten. Und ein Zuhörer. In letzter Zeit leistet uns immer eine dritte Person Gesellschaft. Das soll etwas lösen, soll ihr helfen, soll meiner Tochter helfen. Doch ich habe immer weniger Hoffnung. Sie wohl auch, denn ich höre, wie sie sagt:

»Bestimmt sind Sie Arzt. Zu uns kommt sonst niemand. Soweit ich zurückdenken kann, wurde zu Hause über Krankheiten, Ärzte und den Verdacht auf Krankheiten gesprochen. Dasselbe ist jetzt mit meinem Sohn, nun wird er von meiner Mutter genaustens beobachtet.«

Na bitte, jetzt bietet er ihr eine Zigarette an, und sie

wird natürlich rauchen, mir zum Trotz. Ich weiß, ich sollte meinen Mund halten, aber ich sage:

»Meine Tochter raucht nicht.«

Ewa nimmt sich eine Zigarette aus der Packung und wirft mir einen Blick zu.

»Warum sagst du das, du weißt doch genau, daß ich rauche.«

Der Arzt gibt ihr Feuer. Er steht dazu auf, und ich sehe, daß ihr das gefällt. Für einen Moment bin ich ungehalten. Mir hat er auch eine angeboten, aber ich habe abgelehnt. Ich kann nicht sagen, daß ich überhaupt nicht rauche. Manchmal brauche ich sogar eine Zigarette, aber immer nur dann, wenn ich allein bin. Das Inhalieren des Rauchs hat etwas, mit dem man sich vor Fremden nicht bloßstellen sollte. Genausowenig könnte ich es ertragen, wenn jemand meinen Orgasmus beobachten würde. Das Licht muß gelöscht sein. Und darin liegt keine Scham meines Körpers, viel eher meines Innern. Ein schamhaftes Inneres. Das ist es. Ich habe mich früher sogar geschämt, ein Kind zu sein, und ein kniefreies Kleid war für mich ein Drama. Leider konnte meine Mutter das nie verstehen.

»Diese Treffen sind doch dazu da, daß wir uns mit den Fäusten auf die Köpfe trommeln«, sagt Ewa. »Mamas Zimmer ist der Ring, und Sie sollen den Sekundanten spielen.«

»Aber trotzdem sind Sie gekommen.«

»Weil ich keine andere Wahl hatte. Sie erpreßt mich damit, daß sie mir sonst kein Geld gibt. Ihr blödes Geld kommt mir schon zu den Ohren heraus. Bisweilen denke ich daran, das Studium hinzuwerfen und arbeiten zu gehen ...«

»Als was?« frage ich mit einer Stimme, die ich selbst nicht mag. Sie ist um einen Ton höher als normal.

»Ist mir egal«, antwortet Ewa.

»Du wirst nicht genug zum Leben verdienen. Nicht für das Leben, an das du gewöhnt bist. Das ist mein Fehler, du hast keine Ahnung, was in der Welt los ist, weil du in Watte gepackt aufgewachsen bist.«

Und plötzlich wird mir klar, was ich da rede. Ihre frühe Kindheit war doch . . . , aber daran erinnert sie sich nicht. Wenn ich sie manchmal gefragt habe, konnte sie sich an nichts erinnern. Nur an diese Reise. Sie erinnert sich, daß wir unendlich lange gefahren sind, aber sie kann sich nicht erklären, woher oder wohin . . .

»In Glaswolle!«

Ging es ihr schlecht in ihrem bequemen Leben? Fühlte sie sich tatsächlich so? Jetzt, wo sie so weit ist, allem zu widersprechen, hat sie angefangen, von mir in der dritten Person zu sprechen.

»Du hast immer geglaubt, weil du mir Geld gibst, sei alles in Ordnung.«

Ich will sagen: Verdiane es dir, dann verstehst du, was das heißt. Aber ich sage:

»Ich hab mir nichts vorzuwerfen.«

»Aber gestern hast du etwas anderes gesagt. Da hast du mich für alles um Verzeihung gebeten, sogar um Vergebung hast du gefleht.«

Ich sage:

»Ich erinnere mich nicht.«

Dabei erinnere ich mich gut an diese Szene. Dieses »einen Moment« von ihr durch die Tür. Sie kann mir nicht öffnen, weil sie natürlich im Badezimmer ist. Und schon gehe ich nicht, sondern stürze ich hinein und sehe mich suchend nach Tabletten oder leeren Medikamentenschachteln um.

»Dein Gedächtnis läßt dich immer im Stich, wenn du

etwas nicht zugeben willst.« Ewas Stimme wird schrill, fast wie die eines Kindes. »Muß ich dir nachhelfen, dich zu erinnern?«

»Ein andermal vielleicht, Pani Ewa«, mischt sich der Arzt ein.

Und schon unterhalten sie sich gemütlich: sie, daß sie überhaupt keine *Pani* sei, und er, daß er in dem Fall kein *Pan* sei.

»Lassen wir jetzt besser das Private, sonst frißt Sie meine Tochter noch mit Haut und Haar«, sage ich ein wenig zu scharf. Aber ich hab ihn nicht geholt, damit er sich jetzt auf Schäkereien mit dieser Göre einläßt.

»Auf welche der Damen soll ich also hören?«

Mit einem Ohr bekomme ich mit, was sie erzählt, aber vor meinen Augen läuft das Bild des gestrigen Abends ab. In den Händen halte ich eine Packung kleiner gelber Tabletten, ich klaube sie heraus und werfe sie ins Klo. Doch Ewa versucht, mich daran zu hindern. Einen Moment lang ringen wir miteinander, ich bin größer, Ewa reckt sich auf die Zehenspitzen, fast erreicht sie meine Hand. Da stoße ich ihr mein Knie in den Bauch. Sie krümmt sich zusammen, ihr Gesicht ist schmerzverzerrt. Ich werfe die restlichen Tabletten weg und ziehe die Spülung. Jetzt beugt sich Ewa über die Muschel, würgend erbricht sie und schüttelt sich. Ich stehe daneben und fange an zu zittern. Meinen Kopf reißt es hin und her wie bei einem epileptischen Anfall. Ewa sieht das, und kalt sagt sie:

»Ich gehe gleich in die Apotheke.«

Und jetzt sagt sie:

»Meinetwegen, wie Mama sagt. Ich bin in dieser Familie das schwarze Schaf und mache meiner tollen Mutter immer nur Schwierigkeiten. Ich bin das Ungeheuer, ich bin es, die sie kaputtmacht.«